

(Nachdruck verboten.)

41)

Neu-Karthago.

Roman von Georges Gekhoud.

Plötzlich aber durchzuckte es den gewaltigen Körper des Riesen wie Fieberschauer, er richtete sich wild auf, schlang die Arme um Paridaels Hals und vergrub seinen Kopf an dessen Schulter, und Laurent, der den vom leidenschaftlichen Schluchzen bebenden Körper in seinen Armen hielt, war nicht weniger erschüttert als der Arme, der sich da an seiner Brust ausweinte, und wie trunken von dem überfeliigen Bonneschauer, der sein ganzes Sein erfüllte. Das hinderte ihn indessen nicht, denselben Abend noch mit seinen verkommenen Kumpanen eine wilde Orgie zu feiern.

Besonders toll trieb er es im winterlichen Karneval, der überhaupt, so weit die Antwerpener Zurückdenken konnten, seinemgleichen noch nicht gehabt hatte. Das Glend und der allgemeine Nothstand dienten als Vorwand, um allerlei festliche Veranstaltungen und Tanzvergünstigungen zum Besten der Armen zu arrangiren.

Die vier zu einer mächtigen Halle vereinigten Säle des Theater des Varietés waren vier Nächte hintereinander der Schauplatz glänzender Feste. Eine gepuhte Menge, in der alle Gesellschaftskreise der Stadt vertreten waren, stieß und drängte sich in den weiten Räumen, die die Festtheilnehmer kaum fassen konnte. Damen der Ganz- und Halbwelt, Kaufmannsfrauen und Ladenmädchen, Grisetten und Prostituirte tanzten im selben Karree, und die seidnen Dominos streiften abscheuliche Kutten, die ihre Herkunft vom Maskenverleiher nicht verleugnen konnten.

So lange der Karneval dauerte, setzte Laurent seinen besonderen Stolz darein, sein Bett nicht zu berühren und das zerknitterte Pierrotkostüm nicht abzulegen. War er nachts in den Tanzsalen, so trieb er sich tagsüber in den Straßen herum, wo das Maskengewühl am dichtesten und der Lärm am lautesten war. Ueberall ein ohrenbetäubender Lärm von Trompeten und Kinderknarren und dazwischen der hohle Klang einer Schweinsblase, die irgend ein Wigbold als Streitart über dem Haupte schwang, um sie auf den Buckel eines ahnungslosen Passanten klatschend niederschleusen zu lassen. Vor allem aber begeisterte sich Paridael für den mit „Pepernotes“ geführten Kleinkrieg, der die eigentliche Originalität des Antwerpener Karnevals bildet. Er hatte einen großen Theil seines auf die Reize gehenden Vermögens in diesen „Pfefferrüssen“ angelegt, kleinen aus Getreide und Gewürzen steinhart zusammengebackenen Würfeln, die von den Bäckern feilgehalten werden und die als nordische Confetti in den Schlachten Verwendung finden, die zwischen den Damen auf den Balkons und den Herren auf der Straße, zwischen den Insassen der Equipagen und den Spaziergängern ausgefochten werden.

Am Nachmittag des Fastnachtsdienstages bemerkte Laurent plötzlich auf einem für fabelhaften Preis gemietheten Balkon des Hotel Saint-Antoine die Damen Vêjard und Saint-Jardier. Er hatte seine Kousine seit der Blünderung des Hotels Vêjard nicht wiedergesehen und wunderte sich fast, bei ihrem Anblick nur ein Gefühl des Hasses und der Nachsicht zu empfinden. Er machte ihr sozusagen einen Vorwurf daraus, daß er sie einst geliebt hatte. Sein zügelloses Leben, das Glend und die Verzweiflung der Varias, mit denen ihn das Leben in Verührung gebracht hatten, hatten diesen Gefühls-umschwung wesentlich begünstigt und die Katastrophe der „Gina“ hatten die Antipathie, die ihm die Taufpatin des Unglückschiffes einflöhte, zu einer Art abergläubischen Widerwillen gesteigert. Die Nymphe des Pestgrabens, der böse Geist der Fabrik Dobouziez erstreckte jetzt ihren verderbenbringenden Einfluß auf die ganze Stadt. Sie vergiftete die Schelde und ließ den Ozean in blinder Wuth rajen.

Der schwermüthige Ausdruck, der das Gesicht der jungen Frau verdüsterte, die geringe Theilnahme, die sie der Pepernotes-schlacht bezeugte, und die Lässigkeit, mit der sie sich gegen die Geschosse verteidigte, hätten den anbetenden Paridael früher gewiß gerührt und der Versöhnung geneigt gemacht. Vielleicht wäre auch jetzt noch auf dem Grunde seines Herzens ein Fünkchen der alten Liebe lebendig geworden, wenn Laurent

nicht gerade heute im Banne eines jener schwarzen Tage gestanden hätte, an denen auch dem Besten die Lust anwandelt, seine Wuth an irgend einem Dinge auszulassen, dessen ruhige Heiterkeit und Symmetrie ihm wie ein Hohn auf das Beh, das auf der Allgemeinheit lastet, erscheint. In solcher Gemüthsverfassung ist man fähig, auch das geliebteste Wesen zu quälen und zu peinigen.

So gefellte sich denn Laurent den Laffen bei, die auf dem dem Hotel gegenüberliegenden Bürgersteig Aufstellung genommen hatten und die den drei Damen ihre Huldbigung erwiesen, indem sie sanft und manierlich eine kleine, nicht allzu harte Pfefferruß von der Spitze ihrer behandschuheten Finger gegen das Fenster schnellten. Unter den schönen Herren befanden sich auch die beiden Saint-Jardiers, van Frans, der schmucke Kommandeur der berittenen Bürgergarde, Ditmahr, der große Tuch- und Wollhändler, und ein Herr mit gebräuntem Teint und erotischem Aussehen, der eine knallrothe Kravatte und Handschuhe in der Farbe von Entenpfoten trug, und den Laurent zum ersten Male zu Gesicht bekam.

Aegerlich über Frau Vêjard's lässige Gleichgiltigkeit und die alberne Pierei der Laffen beschloß Laurent, die Kousine nicht zu schonen und sie zum Rückzuge zu zwingen. Eine Handvoll Pepernotes nach der anderen zog er aus den tiefen Taschen seiner Blouse und schleuderte sie gegen die gleichgiltige Schöne. Den Wurfgeschossen, die hagel dicht auf den Balkon prasselten, diente Frau Vêjard's Gesicht als ausschließlicher Zielpunkt. Sie hatte den zerlumpten Pierot wohl mit einem raschen Seitenblick gestreift, schien sich im übrigen aber nicht weiter um ihn zu kümmern, erst als die Kanonade immer heftiger wurde, schaute sie zwei oder dreimal verächtlich auf den Menschen herab, ohne sich gleichwohl im Gespräch mit ihren Freundinnen stören zu lassen.

Dieses hochmüthige Gebahren brachte Laurent nur noch mehr auf. Bisher hatte er noch immer Maß gehalten, aber nun ging er toll und wild ins Zeug. Teufel noch eins! Er wollte sich schon Beachtung erzwingen! Die eleganten Herren, die da ganz unerwartete und unerbetene Unterstützung erhielten, sahen ihren Parteigänger mit scheelen Augen an und verzichteten unter diesen Umständen darauf, das Spiel fortzusetzen.

Ein Wurfgeschöß, das Gina's Wange streifte, hatte ihr eine leichte Fleischwunde zugefügt, aus der das Blut langsam niedertropfte. Sie wandte kaum den Kopf, verzog den Mund zu einem höhnischen Lächeln und warf, weit entfernt, ihrem brutalen Widersacher die Ehre einer Erwiderung zu theil werden zu lassen, eine Ladung Nüsse nach der entgegengesetzten Seite.

„Nun ist's genug.“ schrien die herumstehenden Bierengel, die die Zeit gekommen erachteten, sich ins Mittel zu legen. „Scheren Sie sich fort, Sie Strolch!“

Aber nun mischten sich auch die Rowdies ein, die an dem Bombardement ihre besondere Freude hatten. „Immer feste druff, Jungeten!“ schrie man von allen Seiten, „da hat kein Mensch was dreinzureden, dafür ist's eben Karneval.“

Paridael hörte weder auf die einen, noch auf die anderen. Er sah nichts weiter als Regina und setzte das Bombardement mit ungeschwächten Kräften fort. Gina, nicht weniger hartnäckig wie er, schien es sich in den Kopf gesetzt zu haben, ruhig und unentwegt dem Schützen als Zielscheibe zu dienen; sie wich und wankte nicht, zeigte immer das gleiche höhnische Lächeln und ließ sich nicht einmal dazu herbei, ihr Gesicht durch die vorgehaltenen Hände zu schützen. Sie hatte Laurent nicht wiedererkannt, aber es machte ihr augenscheinlich Spaß, den Kerl da unten zu reizen und den feindlichen Blicken der Böbelrotte spöttisch Trost zu bieten. Laurent hatte sich so in die Wuth hineingearbeitet, daß er kaum mehr wußte, was er that. Wäre ihm die Munition ausgegangen, er hätte ohne Bedenken die Pflastersteine herausgerissen und seine verhasste Feindin gesteinigt. Gina's Gesicht blutete über und über. Cora und Angele mußten sie schließlich mit Gewalt ins Zimmer zerren, und schlossen hinter ihr die Fensterflügel. Voll Groll, sich seines Opfers beraubt zu sehen, schleuderte Laurent eine letzte Handvoll seiner Geschosse mit solcher Wucht gegen das Fenster, daß die Scheibe klirrend in Stücke ging. Und dann lief er unbekümmert um das Geschimpf der feingekleideten Herrschaften wie das Beifallsgeschrei

seiner zerklümpften Parteigänger eilenden Fußes davon, bog in eine der von dem lärmenden Gebiete abseits gelegenen Seitenstraßen ein, um dort vor Scham und Reue wie ein Kind zu weinen. Abends traf er sich mit ein paar armen Teufeln männlichen und weiblichen Geschlechts, die als Statisten eines dem Ruin entgegengehenden Theaters elend ihr Leben fristeten, die er zu Casti, dem eleganten Modere-restaurant führte. Es sollte sein letztes Gelage sein; trotz der redlichen Absicht, sich noch einmal nach Herzenslust auszutoben, wollte es ihm nicht gelingen, in Stimmung zu kommen. Der Wein machte ihn nicht heiter, sondern trug nur dazu bei, das Gefühl der Mattigkeit und der Verstimmung zu erhöhen, und so kam es, daß er schließlich der Ermüdung erlag, während seine Gäste sich an Speise und Trank göttlich thaten.

Plötzlich fuhr Laurent aus seinem Schlafe empor. Draußen auf dem Flur hatte sich ein Wortwechsel entpopen, man hörte auf der Treppe eilige Schritte, die den Korridor entlang kamen und vor der dem Kabinett benachbarten Thür Halt machten.

„Im Namen des Gesetzes fordere ich Sie auf, die Thür zu öffnen!“ Kommandierte die Stimme eines Polizeikommissars im üblichen brutalen Amtston.

Laurent war im Augenblick munter und nüchtern, bedeutete seine Genossen, sich ruhig zu verhalten, und horchte, das Ohr an die Verbindungsthür gelegt, mit angehaltenem Athem. Drinnen hastiges Getuschel, Kreischen, ein wildes Durcheinander, ein helles Klirren und das Geräusch eines sich öffnenden Fensters, aber keine Antwort. Ein Splittern und Poltern belehrte den Lauscher darüber, daß man die Thür gewaltsam von außen geöffnet hatte.

Bejeelt von dem instinktiven Haß gegen jedwede obrigkeitliche Maßnahme und ganz bereit, den in ihrem Vergnügen gestörten Leuten seinen Beistand zu leihen, war Laurent auf den Flur hinausgestürzt und bemerkte zu seinem nicht geringen Erstaunen über die Schultern des Polizeikommissars, Bégard's, Athanase und Gaston's hinweg Cora und Angèle, die jede in einer Ecke des Salons kauerten und sich bemühten, die heidnische Einfachheit ihrer Toilette hinter den Fenstervorhängen zu verbergen. Nicht fern von ihnen suchten der schlante van Frans, der dicke Ditmahr und der gebräunte Herr, den Laurent nur an der roten Kravatte und den Handschuhen wiedererkannte, alle drei in dürftigen Bekleidungsverhältnissen wie ihre Schönen, eine halbwegs würdige und entschlossene Haltung zu beobachten. Die betrogenen Ehegatten sind womöglich noch verblüfft und rathlos als die Liebhaber. Selbst dem Polizeikommissar scheint guter Rath theuer.

Aber die groteske Seite der Szene entgeht Laurent ganz und gar. Er denkt nur an die bösen Folgen, die der Skandal für die Beteiligte haben wird. Bégard's Gegenwart hätte übrigens allein genügt, ihm die Lachlust zu benehmen. Dieser Bégard ist der einzige, der bei der Geschichte seine ganze Ruhe und Geistesgegenwart bewahrt. Fast könnte man glauben, daß er seine diebische Freude an dem Skandal hat. In jedem Falle kann man annehmen, daß er das Unternehmen der Ueberraschung vorbereitet und seinem Wunsch entsprechend geleitet hat. Er allein ist in den Salon eingedrungen. Er geht vom Fenster zum Tisch, guckt unter jeden Teller, schnüffelt in den Winkeln herum, giebt dem Kommissar seine Anweisungen, unterbreitet ihm die „Beweisstücke“, treibt die Schamlosigkeit so weit, in scherzhaftem Tone zu wipeln: „Es ist doch für sechs Personen gedeckt . . . Eins der Bögelchen, und zwar ein Weibchen, hat sich vermittelst des Vorhanges, der wie Sie sehen, abgerissen ist, durchs Fenster gestülcht. Wie schade! Ich hätte für mein Leben gern den Glückling gesehen; ich möchte wetten, daß es die hübscheste war!“

Es klingt aus diesen Worten eine so perfide Unterstellung heraus, sie enthalten einen so unzweideutigen Doppelsinn, daß es Laurent mit einem Mal wie Schuppen von den Augen fällt. Der junge Mann stürzt auf Bégard und schleudert ihm in einer Fluth von Schimpfworten seine Verachtung ins Gesicht. Das bringt den indessen ganz und gar nicht aus seiner Ruhe; er begnügt sich, den vorlauten Hanswurst verächtlich zu mustern und läßt sich im übrigen in der Durchsichtung des Zimmers nicht weiter stören, dagegen hat Paridael's heftiger Ausfall den Polizeikommissar an seine Amtspflicht gemahnt.

„Geda, Sie Pierrot! Machen Sie, daß Sie fortkommen, und zwar etwas plöblich, bitte, Sie haben hier gar nichts zu suchen!“ ruft der Mann des Gesetzes, der Laurent am Arm packt und ihn unsanft zur Thür hinausbefördert. Und zu

Herrn Bégard und den beiden Fahnenreihen gewendet, fügt er hinzu: „Ich glaube, der Thatbestand ist genügend festgestellt. Es ist deshalb wohl überflüssig, die peinliche Situation zu verlängern, und wir thun am besten, uns zurückzuziehen.“ Nach verlegenem Häuspern kispelt er dann mit der ver- schämten Miene eines Mannes, dem es peinlich ist, sich direkt mit solch mangelhaft bekleideten Missethättern ins Ein- vernehmen zu setzen: „Und die Damen und Herren hier werden die Güte haben, nachher auf der Polizeiwache vor- zusprechen, damit die nothwendigen Formalitäten ihre Erledi- gung finden können.“

Laurent hat es diesmal ganz gegen sonstige Gepflogenheit für angeeignet gehalten, sich ruhig zu fügen. Den Polizeikommissar wird er schon noch zu finden wissen. Und Herr Bégard soll bei dem Aufschub gewiß nichts verlieren. Augenblicklich bedrückt ihn eine ganz andere Sorge.

Ob nun Gina schuldig oder unschuldig ist, in jedem Fall muß sie von der eben stattgehabten Szene und Art, in der Bégard sie verdächtigte, unterrichtet werden. . . . Laurent stürzt in wilder Hast auf die Straße, springt in die erste Droschke, die er trifft, und giebt dem Kutscher die Adresse des Hotels Bégard an. Am Ziele angelangt läutete er bei dem Portier Sturm, rennt wie ein Wahnsinniger durch den Flur und dringt fast mit Gewalt in ein Zimmer.

Gina stößt einen lauten Schrei aus, als sie in dem herein- stürmenden ihren Pierrot vom Nachmittag und bei näherem Zusehen ihren Vetter Laurent Paridael erkennt.

„Ja oder nein, Gina, sind Sie heute Abend im Restau- rant Casti gewesen?“

„Ach? Ja, kommen Sie denn geradewegs aus dem Toll- hause?“

In kurzen, abgerissenen Worten berichtet Laurent von der Standalzene, der er beigewohnt.

„Der Teufel!“ schreit Gina auf, als sie erfährt, welch' jammervolle Rolle Bégard bei der sauberen Geschichte gespielt hat. „Ich bin heute Abend überhaupt nicht ausgegangen. Wenn Ihnen mein Wort nicht genügt, so können Sie sich durch einen Blick auf den Poststempel des eingeschriebenen Briefes hier, den ich vor etwa einer Stunde erhalten habe, davon überzeugen, daß ich die Wahrheit sage. Ich hatte gerade die Antwort zu Ende geschrieben, als Sie unersehens hereinplatzten, und Sie werden mir zugeben, daß ich eine Stunde gebraucht habe, um die vier eingeschriebenen Seiten hier voll zu kriecheln.“

Laurent hätte dieses untrüglichen Beweises gar nicht be- durfte. Alles an Gina sprach für ihre Unschuld. Ihre ruhige Haltung, das Hauskleid, das Haar, der Ton der Stimme und der ehrliche, freimüthige Blick bezeugten zur Genüge die Grund- losigkeit jeden Verdachts.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Hausschwamm.

Zu den Verheerungen, die der Hausschwamm im Holzwerk der Gebäude anrichten kann, kommt, daß seine Keime sich nach neueren Wahrnehmungen auch in den menschlichen Körper übertragen, beziehungsweise daselbst Zerstörungsvorgänge hervorrufen, mithin für die Bewohner der schwammhaltigen Gebäude in doppelter Hinsicht gefährlich werden können. Hiernach sind es triftige Gründe, die ein näheres Studium des Hausschwammes nothwendig machen.

Das Wesen des Hausschwammes, auch Holz-, Gebäude- und Mauerchwamm genannt, besteht aus einer Pflanze, die in die Klasse der Pilze (mycetes), und zwar in die der Familie der Löhler- und Röhrenpilze gehört und die botanische Bezeichnung „merulius lacrimans“ führt. Der Gattungsname „merulius“ entstammt an- scheinend der amförmigen Färbung des reifen Pilzes und das Wort „lacrimans“ der tränenähnlichen Feuchtigkeit, die sein Fruchtlager absondert. Die Fortpflanzung des Pilzes erfolgt durch winzige, länglich-runde, halbmondförmige Samenporen von weiß- bis grau- gelber Farbe. Diese werden von der reifen Pilzpflanze in großen Mengen erzeugt, abgestoßen und infolge ihrer außerordentlichen Leichtigkeit von der Luft zum theil in weite Entfernungen fortgeführt. Aus diesen Sporen bilden sich, sobald sie feste Grundlagen und die übrigen Bedingungen zu ihrer Entwicklung, nämlich ausreichende Feuchtigkeit, verbunden mit Mangel an Luftwechsel und Licht finden, zarte weiße Fäden (mycelium), die auf Holz und anderen organischen Stoffen nach allen Richtungen weiter wachsen, sich zu feinem, spinnwebenähnlichem Gespinnte verdichten und bei weiterem Wachstum den eigentlichen Pilz (stroma) hervorbringen. Zur Er- nährung des Schwammpilzes dienen vorzugsweise die wasserigen und stoffhaltigen Bestandtheile des Holzes, die er in großen

Massen auffaugt. Zu diesem Zweck bringen die Sporen durch die Holzsporen zunächst in die Markstrahlzellen ein und gehen von diesen unter Durchbohrung der Zellwände als reichgegliederte Pilzfäden in die Nachbarzellen über. Während der Pilz in seinem ersten Stadium sich vorzugsweise im Dunkeln hält, sucht er im Stadium der Fruchtbildung Luft und Licht zu gewinnen. Die ursprünglich weisse Farbe der Pilzfäden geht in gelbliche, violette, rosen- bis purpurrote und endlich — nach der Sporenbildung — in zimtbraune Farbtöne über, die einen überraschend schönen Anblick gewähren. Indem die Pflanze dem Holzwerk, in dem sie keine Feuchtigkeit vorfindet, solche durch ihre Absonderungen zuführt, erfährt auch dieses Holz Umwandlungen, die es der Zerstörung durch den Schwamm zugänglich machen. Die Sporen und Pilzfäden besitzen eine merkwürdige Zähigkeit und erhalten sich, falls die Bedingungen zu ihrer Weiterentwicklung fehlen, im Holz und in der Erde oft Jahre lang keim- und fortpflanzungsfähig. Dagegen ist der reife Schwammpilz schnell vergänglich und verfault, sobald er die erzeugten Sporen abgestoßen hat, allerdings unter Zurücklassung seiner weiterwachsenden Wurzelfäden. Das völlige Absterben des Hausschwammes tritt ohne hemmende Wirkung von außen erst nach vollständiger Vernichtung des Holzwerkes ein, da er die Fähigkeit besitzt, die Hindernisse, die seiner Ausbreitung entgegenstehen, mit Erfolg zu umgehen.

Kein Mauerwerk vermag ihn aufzuhalten; er wuchert selbst auf Ziegelsteinen, besonders wenn diese schlecht gebrannt sind und gelangt oft durch die schmalsten Ritzen, vom Holz auf Mauerwerk und von diesem wieder auf Holz überspringend in unglaublich kurzer Zeit von Geschoß zu Geschoß der von ihm befallenen Bauwerke. In der Regel beginnt der Pilz seine Laufbahn im Erdgeschoß, namentlich an solchen Stellen, wo das Holz vom Mauerwerk umgeben, keinem Luftzug ausgesetzt oder in bloße Erde eingebettet ist. Er ist demzufolge zunächst in den Kellerballen, unter den Dielen, hinter den Verschalungen des Mauerwerkes, besonders auch hinter Paneelen und Fußleisten anzutreffen. Die Wirkung des Schwammpilzes auf das Holzwerk ist überall verderbenbringend. Im übrigen verbreitet sich der Schwammpilz nicht an jeder Holzart gleich schnell, kräftig und üppig; an den vorwiegend mit harzigen und öligen Bestandtheilen durchdrungenen Hölzern kommt er erfahrungsmäßig weit seltener vor als an den überwiegend wässrige Säfte führenden Holzarten.

Die Schwammbildung kann sowohl durch einen ungünstigen Baugrund, als auch durch ungeschickte Anlegung und Unterhaltung des Bauwerkes, vorzugsweise aber durch Verwendung ungeeigneten Baumaterials hervorgerufen und gefördert werden. Da Feuchtigkeit das Lebenselement des Hausschwammes bildet, so muß zu seiner Fernhaltung in erster Linie auf die Wahl eines trockenen, möglichst frei gelegenen Bauplatzes Bedacht genommen werden. Ist eine entsprechende Auswahl des Baugrundes nach Lage der Verhältnisse ausgeschlossen, so muß dieser durch gründliches Ausschachten und durch Anbringung eines anderen, die Grundfeuchtigkeit abhaltenden Baumaterials trocken gelegt und in allen Theilen überkellert werden. In zahlreichen Fällen ist der Hausschwamm lebiglich durch ungeeignetes Füllmaterial, namentlich wenn dasselbe aus altem, mit organischen Stoffen vermishtem Baufutt, dem eigentlichen Herde der Schwammbildung, besteht, in Neubauten übertragen worden. Es wird deshalb stets zweckmäßig sein, wenn die Grundmauern durch Asphalt oder sonst geeignete Zwischenlagen von dem darauf stehenden oder liegenden Holzwerke isolirt werden.

Auch das zu schnelle Bauen, das das nöthige Austrocknen des Bauwerkes verhindert, sowie das vorzeitige Anstreichen der Wände und Fußböden mit Deckfarben, die die Feuchtigkeit im Holz und Mauerwerk zurückhalten, muß wegen der dadurch eintretenden Begünstigung der Hausschwammbildung vermieden werden. Das sicherste Mittel, um diese fernzuhalten, ist indeß in der Herstellung solcher Einrichtungen zu erblicken, die einen fortwährenden Umlauf trockener Luft, wovon möglich in allen Theilen des Bauwerkes, jedenfalls aber unter den Fußböden der Erdgeschoßräume, sei es durch Anbringung von Luftkanälen in Verbindung mit den Schornsteinen oder auch besonderer Luftabzugsröhren veranlassen.

Neben derartigen baulichen Maßnahmen ist der Schwammbildung durch Verwendung gediegener Baumaterials entgegenzuwirken. In dieser Beziehung kommt besonders das Bauholz in Betracht. Im allgemeinen eignet sich zum Bauen nur ausgewachsenes, gesundes und kerniges Holz. Das im Saft gefüllte Holz muß wegen seiner großen Empfänglichkeit für den Schwammpilz grundsätzlich von der Verwendung zu Bauzwecken ausgeschlossen werden. Im übrigen muß alles Bauholz mit Rücksicht auf die Erfahrung, daß die an die Oberfläche des Holzes gelangten Pilze absterben, sobald das Holz den Einwirkungen der Luft und des Lichtes ausgesetzt wird, ferner, daß die im Innern des Holzes vorhandenen Pilzfäden und Sporen nur so lange lebensfähig bleiben, als das Holz Feuchtigkeit besitzt, und daß diese weder durch die sorgfältige äußere Reinigung, noch durch die technische Bearbeitung des Holzes zu beseitigen sind, vor der Verwendung längere Zeit in geschützter, luftiger Lage gründlich ausgetrocknet werden.

Die Wiederverbindung von Holzwerk aus solchen Gebäuden, in denen Schwammbildungen wahrgenommen worden sind, muß, selbst wenn einzelne Theile noch gesund erscheinen, vermieden werden, weil es unmöglich ist, etwa in seinem Innern vorhandene Pilzfäden von außen zu erkennen und zu beseitigen. Zur Verhütung weiterer Schwammbildung in den vom Schwamm angegriffenen Räumen er-

überläßt nur, das gesammte Holzwerk durch Feuer zu vernichten. Nicht seltener wird die Schwammbildung auch durch Unreinlichkeit beim Waschen und Scheuern, sowie durch ungenügendes Lüften und Austrocknen der Wohnräume herbeigeführt. Da der Schwammpilz nur im Dunkeln, vorzugsweise unter den Dielen zc. keimt und von innen nach außen wächst, so gewahrt ihn das Auge erst, wenn die scheinbar unverletzten Dielen zusammenbrechen und die Tragfähigkeit der Balken verloren ist. Das erste äußere Merkmal für das Vorhandensein des Hausschwammes in einem Gebäude bildet der ganz eigenthümliche scharfe Geruch, den er verbreitet. Dieser Geruch macht sich längere Zeit vor dem Eintritt ersterer Gefahren bemerkbar und dient den Bewohnern der betreffenden Gebäude als Warner. Im Uebrigen ist das vom Schwamm befallene Holzwerk auch von außen durch den dumpfen Klang, den es beim Anschlagen ergiebt, als krank zu erkennen. Die Beseitigung des Hausschwammes aus einem Bauwerke begegnet nicht unerheblichen Schwierigkeiten und ist überhaupt nur durch sorgfältiges Entfernen aller angegriffenen Holz- und Mauertheile zu erreichen. Zu diesem Zwecke muß vor allem der Herd der Schwammbildung aufgesucht und das ganze mit Pilzfäden bezogene Mauerwerk sowie alles Holzwerk des betreffenden Raumes herausgenommen, beseitigt und durch neues Holz- und Mauerwerk ersetzt werden. Demnach ist für die thümlichste Trockenlegung des betreffenden Gebäudetheiles, nach Umständen durch Unterfellerung zc. sowie für einen möglichst beständigen Luftwechsel zu sorgen.

Das einzige sichere Mittel zur Bekämpfung des Hausschwammes besteht vorläufig in einer geschickten, die Lebensbedingungen des Schwammpilzes ausschließenden Bauweise. —

Mag Baumgart.

Kleines Feuilleton.

Ueber Kinderarbeit im vorigen Jahrhundert bringt Nicolai in seiner Beschreibung der königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam interessante Details. Im Abschnitt „Handlung und Gewerbe“ heißt es: „Hierher gehört auch die Drahanter Kantemansufaktur. Veitel Heine Ephraim hat solche um 1770 angelegt, und dessen Sohn Benjamin Veitel Ephraim setzet sie in seinem Hause in der heiligen Geiststraße fort; woselbst von Christen- und Judenkindern alle Sorten von Kanten gekloppt werden. Die Eltern der Kinder machen sich für sie auf zwei oder drei Jahre verbindlich. Die Kinder können schon in den Lehrjahren etwas verdienen, und werden auch im Lesen und Schreiben, sie seien Christen- oder Judenkinder, unentgeltlich unterrichtet.“ Von erwachsenen Arbeitern, die in der Fabrik gearbeitet hätten, sagt der Berichtstatter nichts. —

— Aus der guten alten Zeit. Der „Frankf. Jtg.“ wird geschrieben: Im Rheingau genossen von Alters her die Adeligen, Klöster und Geistliche die sogenannte Kellerfreiheit, kraft der sie zum abgabefreien Weinzapf berechtigt waren. Gleichwie die „Hölle“ zu Rüdesheim, so war in Eltville im Elberhof eine weithin bekante Weinschänke. Im Jahre 1685 beschwerten sich die Bürger von Eltville bei dem Mainzer Kurfürsten über den Verwalter im Elberhofe und behaupteten, sie müßten verderben, weil jener das Raab Wein — 4 Schoppen — zu 3 Albus (6 Kreuzer) verzapfe und alles dahinflaue. Kurfürst Anselm Franz von Mainz, ein Graf von Ingelheim fällt daraufhin das salomonische Urtheil, daß der Verwalter verpflichtet sei, das Raab Wein künftig für 4 Albus zu verzapfen, widrigenfalls den Einwohnern von Eltville bei einer Strafe von 5 Gulden verboten sein solle, bei ihm Wein zu trinken oder abzuholen. —

Theater.

— Dem „Deutschen Theater“ ist die Aufführung des „Grünen Kaladu“, Grotteske in einem Akt, von Arthur Schnitzler, durch die Genjurbehörde untersagt worden. Das Stück erscheint nach Auffassung der Polizei „seinem ganzen Inhalte nach zur öffentlichen Aufführung nicht geeignet“. Das Verbot, das sich auf „ordnungs- und sittenpolizeiliche Gründe“ beruft, wird vom Direktor Brahm angefochten werden. Schnitzler's Stück sollte zusammen mit zwei anderen Einaktern des Dichters, „Die Gefährtin“ und „Paracelsus“, einen der nächsten Nobilitätenabende des Deutschen Theaters bilden. „Der grüne Kaladu“ spielt zur Zeit der französischen Revolution, eine politische Tendenz hat diese Grotteske nicht. —

Kunstgewerbe.

— Die berühmten amerikanischen Gläser von Tiffan sind in Klostermühle (Nordböhmen) nachgebildet worden. Die ersten Stücke sind jetzt im österreichischen Museum in Wien zur Ausstellung gelangt. Ueber den Versuch urtheilt Adolf Loos in der Wiener Wochenchrift „Die Waage“ also: „Zwei Punkte sind es, in denen unsere heimischen Erzeugnisse noch von den Originalen abweichen: das Fehlen des leuchtenden Feuers, insbesondere bei farbigen Gläsern, und das okroyirte Kristall, das die Gläser aufdringlich macht.“ —

Volkskunde.

— Ueber die rothe Farbe hielt Hr. E. Lemke in der November-Sitzung des Vereins für Volkskunde einen Vortrag. Die

Haarfarbe der rothen Farbe, so berichtet darüber die „Voss. Jtg.“, wird sich auf eine nabeliegende Beziehung zurückführen lassen, nämlich auf die Lehnfähigkeit der rothen Farbe mit dem Blute. In weiterer Beobachtung wird die rothe Farbe zum Sinnbilde des Feuers, damit auch des Wlages und der Gestirne und in sich begegnenden Anschauungen bildete sich der Glaube an die Feuerbeschaffenheit der Seele aus. Die rothe Farbe wird ferner zum Zeugnisse göttlicher Kraft und Macht, sie bekundet Größe, Würde, Pracht und Freude, sie ist die Farbe der Leidenschaft, daher auch die Farbe der Liebe und des Jorues, sowie der Schrecklichen mit sich führenden Gewalt. Roth ist die Farbe der bei allen Indogermanen am höchsten verehrten Gottheit, der Gottheit des Gewitters. Die Vortragende erörterte in Anknüpfung hieran die Beziehungen der rothen Farbe zum Thor-Donars-Gammer, zu den Wlissymbolen und zu Hochzeitgebräuchen, die mit Thor-Donar, dem Gotte der Hochzeit, im Zusammenhange stehen, Bräuche, die man noch heute antrifft und bei denen Hammer oder Art, sowie glühende Kohlen eine Rolle spielen. Weiter kamen zur Besprechung der Glaube an Wetterherren, an albiſche Wesen, an die Beziehungen der Gestirne zum Menschen, die Feuerbeschaffenheit der Seele u. a. m. Die rothe Farbe ist für Iwerge, Kobolde, Seitzelmännchen, Unterirdische, Wassermänner, Wigen und dergl. das Adelsdiplom ihrer Sternabkunft, einer Abstammung, die übrigens auch durch die oft erwähnte Eigenschaft bezeugt wird, daß diesen albiſchen Wesen etwas am Fuße fehlt. Sie sind immer bestrebt, diesen Mangel zu verbergen, obſchon er ihre Verwandtschaft mit den fußlos gedachten Gestirnen bestätigt. Im ferneren Verlauf des Vortrages vorbereitete sich Rednerin über Seele und Blut, Opfer, Krieg, über die Bedeutung des rothen Luches bei Priestern, Feldherren und Fürsten, über das Roth als Parteifarbe, über den „rothen Faden“, das rothe Haar, über mancherlei Thiere und Pflanzen. Mit Rücksicht auf das goldige Blut der Götter und den goldigen Glanz der Gestirne gehört auch das Gold mit in den Ideenkreis der rothen Farbe, was bei Erwähnung der Iwerge die gebührende Berücksichtigung fand, insofern ja die Iwerge der Fundorte und der Bearbeitung des Goldes, wie der Metalle überhaupt, besonders kundig sind. Man pflegt ja von rothem Golde und von feurig leuchtenden Schätzen zu sprechen. —

Geographisches.

1. Der Sajansche Rayon in Sibirien. In der russischen Geographischen Gesellschaft zu Petersburg hielt der General Fabrijus einen Vortrag über seine Reise durch den noch ganz unbekanntem Sajanschen Rayon in Sibirien. Der Sajansche Rayon liegt in der Mitte Sibiriens und ist ringsum von Gebirgen umgeben. Der Rayon kann, nach den Eigentümlichkeiten des Klimas, der Bevölkerung und der Flora, in drei Zonen getheilt werden. Die erste Zone, welche sich bis 2500 Fuß Höhe erstreckt, bilden hügelartige Steppen und Thäler mit fruchtbarem Schwarzerdeboden; von Russen und Wirjaten bewohnte Dörfer liegen in ihr. Die zweite Zone — bis 7000 Fuß — stellt eine menschenlose Taiga (Urwald) dar, welche nur im späten Sommer und im Herbst zugänglich ist; die Berge sind hier mit Ledern, Tannen und Birken bedeckt. In der dritten Zone ist keine Vegetation mehr vorhanden, abgesehen von den Thälern, in denen das saftige Gras Weide für die Heerden der Sajoten bietet. Die Sajoten sind Nomaden aus dem mongolischen Stamme. 36 Familien sind auf einer Fläche von 40 000 Quadratkwerst zerstreut. Jede Familie hat vier Jurten (Hütten), die in verschiedenen Orten, je nach den vier Jahreszeiten, liegen. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich aus Saturan — eine Art Gemisch von Mehl, Salz, Butter und Ziegelthee. Die Sajoten sind merkwürdige Führer in der Taiga und ausgezeichnete Schützen. Ihre Beute tauschen sie gegen Pulver und Kugeln ein. Der Vortragende kam sodann auf den Hauptzweck seiner Reise zu sprechen, der in der Untersuchung der Nefritlager, sowie in der Erforschung der Möglichkeit eines Verkehrs mit dem Sajanschen Rayon zum Zwecke der Ausfuhr von Mineralien bestand. Nefrit war schon im Steinzeitalter bekannt, als es seiner Härte wegen den Stahl ersetzte und somit zur Herstellung von verschiedenen Instrumenten und Waffen diente. Aber auch jetzt lenkt das Nefrit große Aufmerksamkeit auf sich. Mehrere Expeditionen wurden zur Auffindung von Nefritlagern nach Sajan geschickt, und der letzten Expedition, an deren Spitze der Vortragende stand, ist es gelungen, einige Nefritblöcke zu finden und nach Petersburg zu bringen. Sollten die Lager des Nefrits entdeckt werden, so würde es möglich sein, dieses Mineral zunächst über das Eis der Flüsse zu transportieren. Nach der Meinung des Vortragenden wird in naher Zukunft die Bergindustrie in diesen Rayon ihren Einzug halten. —

Aus dem Thierleben.

1. Die Nützlichkeit des Kudud ist zwar in all-gemeiner bekannt, noch niemals aber ist sie in so umfangreicher Weise bewiesen worden wie durch eine Reihe von Untersuchungen, die kürzlich in der biologischen Abtheilung der landwirthschaftlichen Staatsbehörde der Vereinigten Staaten von den Professoren Dealu Judd vorgenommen wurden. Die Forscher hatten 109 Mägen des gelblichäbeligen Kudud und 46 des schwarzäbeligen Kudud zur Verfügung, deren Besitzer in der Jahreszeit vom Mai bis Oktober gefangen worden waren. Nur einer von diesen 155 Mägen enthielt Pflanzennahrung, sonst bestand der Inhalt aus Käfern, Heuschrecken, Grillen, Wanzen,

Ameisen, Wespen, Fliegen, Raupen und Spinnen, Heuschrecken und Maulpen waren allein zu 1/4 vorhanden. Die meisten der vorgefundenen Insekten gehörten zu schädlichen Arten. Daß der Kudud eine besondere Vorliebe für Raupennahrung besitzt, wußte man bereits, neu aber ist die Thatsache, daß er im Gegenzug zu den meisten anderen Vögeln gerade die widerlichsten unter diesen Insekten, haarige und borstige Thiere, mit Vergnügen verspeißt. Außer den eigentlichen Insekten fand Professor Dealu im Kudud-Magen auch zahlreiche Spinnen, und zwar aus den langbeinigen Arten der Phalangiden. Ein einziger Magen enthielt die Reste von deren sieben, und die langen Beine der verzehrten Spinnen hatten sich zu einer wirren Masse verschlungen, die wie ein Büschel rauher Haare ausah. Wenn in Betracht gezogen wird, wie unangenehm diese Spinnen riechen, daß ihre langen Beine sie an sich nicht als einen Lederbissen erscheinen lassen, und daß ferner ihr Körper mit einer rauhen, an Sandpapier erinnernden Haut bedeckt ist, so muß man dem merkwürdigen Geschmack des Kudud Bewunderung zollen. Der sonderbarste Fund im Magen eines der geopferten Kudude war ein kleiner Laubfrosch, der als Ganzes verschlungen worden war. Weiterhin hat Professor Judd auf dieselbe Weise die Nahrung zweier amerikanischer Arten des sogenannten Reuntöters oder Dorn-drehers (Lanius) untersucht. Die Nützlichkeit dieses Vogels stand weit mehr in Frage als die der Kudude, denn er ist des Mordes zahlreicher Singvögel anzuflagen. Jedoch prüft er, wie die Magenuntersuchungen nimmere ergeben haben, auch zahlreiche Mäuse und besonders auch Heuschrecken, und nur während der kälteren Jahreszeit wird er für andere Vögel gefährlicher. Soweit die gemachten Beobachtungen einen Schluß zulassen, ist der Nutzen auch dieses Vogels überwiegend, und zwar soll er etwa viermal mehr schädliche als nützliche Thiere verzehren. —

Humoristisches.

— Der Ungläubige. „Is dös a Art und Manier für an verheirath'n Mo? Um zwöfß is 's Essen fertig, und um halbi drei kummt amal daher!“
 „Wabett', thua mi nöt roag'n, i bin a so schon hanti, weil i fußzehn Marl verspielt hab heunt vormittag!“
 „Sieht as, dös is d' Straf Gottes, weißt Karl'n spiel'n thuast am Sonntag Vormittag, statt in d' Kirch geh'n!“
 „Dumms G'schwag, dumms, der wo mir's Geld abg'wumma hat, war ja do a nöt in da Kirch!“ —
 — Ein Streber. Sie: „Ja, Schatzl, was fängst Du nun an, wenn Du mit Deinen Finanzen auf dem Hund bist?“
 Er: „Das ist doch sehr einfach, Kind! Jetzt heirath' ich irgend 'ne reiche Frau und dann — na, dann assoziir' ich mich mit irgend so 'nem dummen Kerl, der was versteht.“ —
 — Das Wesentliche. „Glauben Sie mir nur, meine Gnädigste, das Korps ist die beste Schule fürs Leben. Auf's Können kommt es später ja doch nicht so sehr an, die Hauptsache bleibt immer die Gesinnung.“ (Simplicissimus.)

Vermischtes vom Tage.

— Die Monatschrift „Kosmopolis“ ist nach dem „B. V. C.“ im November zum letzten Mal erschienen. Sie hat mit einem sehr starken Defizit gearbeitet. —
 — In Neuch verkehrte bei einem Streit ein zehn-jähriger Schulfunge einem anderen mit einem Taschenmesser einen Stich in den Rücken und verkehrte ihn erbslich. —
 — In der Nähe der Eisenbahnstation Haslinghausen (bei Barmen) fuhr ein Personenzug in eine Herde Schafe und tödtete dreißig Thiere. —
 — Im Kuttenberger Silberbergwerk (Böhmen) ist eine im Betrieb befindliche Grube ersoffen. In der Grube befanden sich keine Arbeiter. —
 — In Mährisch-Strau erfolgte auf dem Tiefbau der Wittlowitzer Steintohlengrube bei der Oeffnung einer mit Rindbändern gefüllten Kiste eine Explosion. Zwei Arbeiter wurden getödtet. —
 — Der rechte Stierfechter Spaniens veröffentlicht eine Statistik seiner Thätigkeit. Danach hat er seit dem Beginn seiner Laufbahn in 818 Stiergefechten 2142 Stiere getödtet. Im letzten Jahre verdiente er 400 000 Pesetas. —
 — Bei dem Sturm an der atlantischen Küste der Vereinigten Staaten kamen im New Yorker Distrikte sieben Personen ums Leben. Im Hafen von Boston und in dessen Umgebung sind etwa 35 Schiffe jeder Art und Größe gesunken oder gestrandet. Die Zahl der Ertrunkenen wird auf 25 bis 30 geschätzt. —
 — In den Vereinigten Staaten gab es im Jahre 1870 nur 8023 weibliche Kaufleute, Sekretäre, im letzten Jahr haben sie die enorme Zahl von 188 000 erreicht. Malerinnen und Bildhauerinnen waren es 1870: 412, 1897: 16 000; in derselben Zeit ist die Zahl der Schauspielerinnen von 692 auf 3883 angewachsen, der Schriftstellerinnen und Journalistinnen von 159 auf 3183; der weiblichen Geistlichen von 67 auf 1522 und der Ärztinnen von 551 auf 7300. —